

Michal Hvorecký

Rede vom 15. Februar 2010 im Akademietheater

Ich bin 1976 geboren und gehöre zur Generation der sogenannten „Kinder von Gustáv Husák“, des tschechoslowakischen Präsidenten, der nach dem sowjetischen Einmarsch 1968 an die Macht gekommen war. Damals kamen innerhalb eines Jahrzehnts eine Million von uns zur Welt, bei ca. fünfzehn Millionen Einwohnern eine unerhörte Zahl. Das vom Regime „Normalisierung der Verhältnisse“ genannte System zielte darauf ab, den gesellschaftlichen Frieden mit Hilfe von hohen Sozialleistungen zu bewahren. Der Mutterschutz wurde in der ČSSR Anfang der Siebzigerjahre auf unglaubliche 26 Wochen erhöht, und später stiegen auch die Kindergeldbeträge. Der Staat führte Kredite für Jungverheiratete mit außergewöhnlich niedrigem Zinssatz ein. 95 % aller Menschen gingen eine Ehe ein, die Heiratsquote war die höchste aller Zeiten. In Bratislava und anderen Städten wurden billige, ein wenig gruselige, aber effektive Plattenbauviertel aus dem Boden gestampft. In den Dörfern ragten neben den Holzhäuschen bald neue, kantige Einfamilienhäuser auf, die sich die Bürger in Eigenregie übers Wochenende selbst bauten; sogar ihren Urlaub verbrachten sie auf der Baustelle. Material „borgten“ sich viele in den Betrieben, wo sie arbeiteten. Man hätte von einem Paradies auf Erden sprechen können: Jeder hat geklaut und keinem hat was gefehlt.

Einen größeren Kontrast zum allgegenwärtigen Babyboom, als es die gerontokratische Staats- und Parteiführung war, hätte man sich gar nicht vorstellen können. Der Präsident Gustáv Husák war Jahrgang 1913, der Regierungschef 1924 und das Mitglied im Vorstand des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Vasil' Biľak 1917. Die Politbonzen ließen nicht die minimalsten Veränderungen zu. Auch das sowjetische Politbüro war extrem überaltert und viele Witze kreisten darum, welcher Politiker als Erstes sterben würde. Die Konkurrenz war groß.

Schon das gemäßigt liberale Ungarn mit seinem als „Gulaschkommunismus“ bekannt gewordenen Wirtschaftssystem empfand ich damals als unerreichbares kapitalistisches Glücksversprechen, und das unbekannte Jugoslawien als einen völlig anderen Planeten aus meinen Träumen. Den Konsum liebte ich abstrakt und von Ferne, denn ich wusste nicht, was sich dahinter alles verbarg; in meiner Kindheit war er verbunden mit Ruhla-Armbanduhren aus der DDR, mit dem Quelle-Katalog, mit Jeans, die nirgends zu bekommen waren, mit Tennisschlägern und mit Langspielplatten.

Damals begann meine langjährige platonische Beziehung zu Österreich, vor allem zu Wien. Jeden Freitag kaufte ich mir in einer Trafik in unserem Plattenbauviertel – ich glaube, für eine tschechoslowakische Krone – die österreichische Volksstimme. In diesem Zentralorgan der Kommunistischen Partei Österreichs war nämlich auch das Programm des österreichischen Fernsehens abgedruckt, an das man nirgendwo sonst in der Tschechoslowakei herankam. Diese Stimme des Nachbarvolks, die im Land ihrer Entstehung kaum gelesen wurde, war sechzig Kilometer weiter nordöstlich echt Kult und gleichzeitig das einzige Printmedium von jenseits des Eisernen Vorhangs. Ich bin mir sicher, dass die Wochenendausgabe mit der illustrierten Beilage in der Slowakei mehr und ganz gewiss hingebungsvollere Leser hatte als in ihrem Heimatland. Die schwer zu ergatternden Exemplare der Volksstimme waren in dem Kiosk immer gleich vergriffen, und oft wurden sie gegen einen Bakschisch unter dem Ladentisch verkauft. In unserem Plattenbau wurde die Zeitung von Tür zu Tür weitergereicht und von den deutschsprechenden Familien wie eine heilige Reliquie gehütet. Wer weiß, ob von all dem die kleine und bescheidene Redaktion der Volksstimme auch nur eine Ahnung hatte – falls ja, wäre ihr die Arbeit gewiss mit noch größerem Enthusiasmus von der Hand gegangen, und bestimmt hätte sie auch das Fernsehprogramm auf noch mehr Seiten ausgedehnt.

Weder ich noch meine Eltern haben Wien damals besuchen können, und wir sind auch nicht davon ausgegangen, dass das jemals passieren würde. In meiner Kindheit stellte für mich das Fernsehprogramm des ORF und das erste und dritte Programm des österreichischen Rundfunks die gesamte westliche Zivilisation dar. Ich malte mir aus, dass die Sendungen von irgendwoher aus riesiger Entfernung kamen, von einem Ort, den eine unbestimmte, alles umfassende Zärtlichkeit umgab. Europa wurde für mich von jener großen, unglaublich bunten, blinkenden und pfeifenden Wurlitzer-Truhe verkörpert, die in der Lage zu sein schien, jeden meiner Träume zu erfüllen.

Am meisten faszinierte mich die Reklame. Ein Block von Werbespots im österreichischen Fernsehen wirkte auf mich wie eine Abfolge von kurzen Science-Fiction-Filmen, die in phantastischen Umgebungen spielten und deren Handlung sich um wahnsinnig tolle, unbekannte Dinge drehte. Man munkelte, dass dabei auch die Politik ihre Hand mit im Spiel hatte, aber vielleicht war es auch nur Einbildung, dass, wenn in der Tschechoslowakei gerade wieder mal ein nervtötender Mangel an Toilettenpapier oder Damenbinden herrschte, diese Dinge dort plötzlich viel häufiger auftauchten. Aber man weiß ja, dass der Hungrige überall etwas zu essen

sieht, und die Kuh des Nachbarn gibt eh immer mehr Milch. Damals habe ich zum ersten Mal Kiwis und Brokkoli gesehen – auf einem Schwarzweißgerät, dessen Bildschirm mit einem Diagonalmaß von ungefähr dreißig Zentimetern erst eine halbe Minute nach dem Einschalten hell wurde.

In der sozialistischen Tschechoslowakei hingegen erfüllte Reklame die Funktion einer Art von rätselhaftem Bonus im Fernsehprogramm, eines netten Schnickschnacks ohne realen Bezug. Da es bei den Waren keine Auswahl gab und man oft nicht einmal die unumgängliche einzige Sorte bekam, war es auch nicht vonnöten, mit der Konkurrenz in Wettstreit zu treten. Eigenartig, dass insbesondere elementare Hygieneartikel zur Mangelware wurden. So blieb symbolisch alles ordentlich dreckig.

Die volkseigenen Betriebe propagierten keine Marken, sondern Erzeugnisse ganz allgemein: Ein Ei täglich! Esst mehr Kraut, das ist gesund! Ich gebe offen zu, dass mich in meiner Kindheit alles, was ich im österreichischen Fernsehen sah, krankhaft anzog. Bloß – wo sollte ich es hernehmen? Offensichtlich war ich nicht der Einzige, der dieses Problem hatte, denn eines der Spezifika unseres zugrunde gehenden Landes waren Ersatzprodukte: Hubba Bubba gab es bei uns unter dem Namen Pedro – nach etwa dreißig Sekunden zerfiel der Kaugummi im Mund und verlor jeglichen Geschmack. Wrangler-Jeans hießen Prekon und sahen eher aus wie Blaumänner als wie stylisches Westgewand. Zu Camembert sagte man einfach „Schimmelkäse“ und zu Labello „Hirschtalg“. Die Erzeugnisse liefen generell nicht unter Markennamen, sondern trugen lediglich allgemeine Bezeichnungen und Charakteristika. Ich lernte nicht die Computersprache LOGO, sondern quälte die Schildkröte Žofka mit falschen Befehlen, ein Tier, das so unglaublich faul, dumm und langsam war wie das ganze politische System. Mein erster Computer hieß nicht Atari, sondern PMD 85-1, und nach zehn Minuten hatte er sich aufgeheizt wie eine Pfanne auf dem Herd; auf die Tasten musste ich mit derartiger Kraft eindreschen, dass ich eher meine Muskeln kräftigte als meine Gehirnzellen.

Eine Nutella-Imitation hat das Regime allerdings nie zustande gebracht, und deshalb bekam ich im Schulhort meine Brote mit einer hauchdünnen Schicht Marmelade – ohne Butter darunter! – bestrichen, die nach einer Sorte Obst schmeckte, die sowjetische Genetiker erst noch erfinden müssten. Das Wort Magnum kannte ich nur aus Gangsterfilmen – dortleckte man nicht daran, sondern schoss daraus auf Kieberger.

Pepsi gab es zweimal im Jahr, zum Geburtstag und zu Weihnachten, wenn eine Flasche unter zwölf Cousins und Cousinen aufgeteilt wurde. Meine ganze Kindheit lang habe ich gedacht, dass „Mozzarella“ ein spanischer Frauenname ist, „Cappuccino“ eine italienische Ferienregion am Meer und „Tom & Jerry“ eine deutsche Schwarzweiß-Trickfilmserie – vielen Dank für die Blumen! In der Schule gab es keinen Sencha zu trinken, sondern eine verdünnte, mit Sirup versetzte Brühe, wobei für einen der Kübel aus Armeebeständen ein einziges erbärmliches Sackerl mit grusinischem Tee zum Einsatz kam. In meinem Kinderzimmer hingen aus österreichischen Zeitschriften herausgerissene Plakate von Gruppen, obwohl ich keine einzige ihrer Aufnahmen besaß. Die verlangsamte Zeit wurde von ewig nachgehenden Uhren namens Prim gemessen. Während die Kinder in den österreichischen Werbungen auf BMX-Rädern über schlammige Pisten rasten, hatte ich mir gerade ein altmodisches Tourenrad gekauft. Und als ich endlich Audiokassetten ergattert hatte, besaßen sie längst ganze Sammlungen des neuesten Schreis: CDs.

Den glücklichsten Moment bescherte mir das Weihnachtsfest 1982, als mir meine amerikanischen Verwandten einen riesigen Lego-Baukasten schickten, mit dem man eine gelbe Burg samt einer Legion Soldaten bauen konnte. Außerdem bekam ich von diesen mir unbekannt, aber vergötterten Fremden jenseits des Ozeans auch noch eine Winterjacke, bei der man mit Hilfe eines Reißverschlusses die Ärmel abnehmen konnte – damals eine Erfindung, die in ihrer Bedeutung dem iPhone 3-GS von heute gleichkam. Diese beiden Geschenke machten mich zum ersten und letzten Mal zum King in unserem Viertel. Ein ganzer Trupp von jungen Lehrerinnen pauste sich das Muster des Anoraks direkt von meinem Körper ab. Etwas Erotischeres kann man sich als sechsjähriger Junge kam vorstellen.

Im Frühling 1989 war ich zwölf Jahre alt und sah, wie das Chaos von Woche zu Woche größer wurde und immer fantastischere Formen annahm. Das Regime hatte das Leben auf ein so primitives Niveau heruntergefahren, dass sich nur jemand gut kleiden konnte, der in der Textilindustrie arbeitete. Unser Land mit seiner lawinenartig an Wert verlierenden Währung überlebte wahrscheinlich nur noch dank seiner eigenen Schwäche, die Leute hatten keine Kraft mehr. Ernten spielten sich lediglich im Fernsehen ab – das Korn auf den Feldern blieb ungemäht liegen. Obwohl der Ostblock gerade zerfiel, bestand ein großer Teil meiner schulischen Ausbildung weiterhin aus Erklärungen, was alles von Sowjetbürgern geschaffen worden war – und was die Amerikaner kopiert oder zunichte gemacht hatten. Praktisch sämtliche

Errungenschaften waren von Russen erfunden worden: Die Glühbirne war zuerst von Jablotschkow präsentiert worden, nicht von Edison, das Radio von seinem Kollegen Popow, und so weiter und so fort. Von allen Wänden herab brüllten einen Losungen an, lauter ideologisches Gewäsch, und die roten Banner flatterten im Wind, als solle das für immer und ewig so bleiben. Von Politik hatte ich, so wie die meisten unserer höchsten Repräsentanten, nicht die leiseste Ahnung. Ich besuchte das achtjährige Gymnasium in der Straße der Roten Armee in Bratislava. Unsere Klasse war ein Elite-Experiment, das erbärmlich mit einem von der Staatssicherheit unter den Teppich gekehrten Pädophilie-Skandal endete. Über Politik sprach man in der Schule genau so wie heute, wenn der slowakische Premier Robert Fico Gymnasiasten besucht – hinter verschlossenen Türen und ohne Zeugen. Aber es gab auch Ausnahmen. Meine Mutter hat neulich einen Brief von mir entdeckt, von einer Klassenfahrt 1988, in dem ich meine Lieblingslehrerin Frau Čížková zitiere: „Michal wird erst dann Ordnung in seinen Sachen haben, wenn in der Tschechoslowakei der Kommunismus gesiegt hat, also niemals.“ Diese Dame hatte die Angewohnheit, ganz offen mit uns zu sprechen. Sie hatte alles an russischer Literatur gelesen und wusste auch, wie man den Schülern den Stoff am besten vermittelt. Dafür sortierte sie die sowjetischen Parteiblätter sofort fürs Altpapier aus.

Im März '89 emigrierte mein Lieblingscousin Christian nach Österreich, und das Nachbarland nahm dadurch für mich realere Züge an. Wien und Bratislava liegen nur sechzig Kilometer voneinander entfernt, aber Christian musste einen Umweg machen, denn die Grenze in Berg war damals noch hermetisch abgeriegelt und der Schlagbaum öffnete sich nur für Privilegierte. Er ging im Winter über Jugoslawien nach Österreich, zu Fuß durch die verschneiten Alpen, zweimal wurde er von Zöllnern zurückgeschickt, erst beim dritten Versuch gelang seine Flucht. Plötzlich bekam ich Ansichtskarten und Briefe aus diesem geheimnisvollen Land und alles wurde für mich noch verworrener. Ich lernte zwei neue Begriffe: „Traiskirchen“ und „politisches Asyl“. In jenem Jahr sah ich auch zum ersten Mal eine Kiwi in echt. Der Vater meines Mitschülers Igor war bei der Geheimpolizei und durfte deshalb in dem Geschäft für die Auserwählten einkaufen, das von Wien aus beliefert wurde.

Dann kam der revolutionäre November 1989. Mit Begeisterung las ich damals Science-Fiction-Romane und ging gerne zu den ersten Demos auf den Platz des Slowakischen Nationalaufstands, weil dort die Redner ebenfalls reichlich fantasierten – angeblich würden wir in fünf Jahren Österreich überholt haben! Acht Monate später, im Januar 1990, stand ich völlig perplex auf

einer Straße in Wien, als wäre ich gerade aus einem Traum erwacht, und fragte mich: Ist das echt alles vorbei? Bin ich tatsächlich in Wien? Ist Václav Havel wirklich Präsident? Ist das möglich? Und ich kniff mich in die Hand, um mich zu überzeugen, dass dies nicht zufällig doch ein Traum war. Wien war von einer Schimäre zu einem Zerrspiegel Bratislavas geworden. Viele dachten damals, der Kapitalismus sieht ungefähr so aus wie die Mariahilfer Straße.

In der Tschechoslowakei entstand mit großer Geschwindigkeit eine neue Welt, und viel wurde von einer Annäherung an Österreich gesprochen. Alles begann mit wilden Übertreibungen. Wie aus heiterem Himmel stürzten Dinge in mein Leben hinein, die bisher verschwiegen geblieben waren. An unserem Gymnasium, das zu einem der Zentren der Schüler- und Studentenbewegung geworden war, brachen anarchistische Zeiten an. Halbwüchsige stimmten in grausamer Weise über die Wahl des Direktors ab. Die Menge in der Turnhalle skandierte verächtlich den Namen eines verhassten Politikers und wünschte ihn ins Gefängnis. Die Schüler und Studenten kochten regelrecht über in ihrem Drang nach Auflehnung gegen alles Alte und Vermoderte. Ehrgeizige Jugendliche evaluierten ihre Pädagogen. Es wurden sogar Bücher von Autoren des sozialistischen Realismus in den Müll geschmissen.

Ich stellte fest, dass ich über ehemalige sozialistische Bruderländer wie Nicaragua, Vietnam oder die Mongolei viel mehr wusste als über die Großstadt gleich um die Ecke. Den Ausdruck „Mitteleuropa“ hatte ich nie zuvor gehört, immer hatte es nur den „bösen Westen“ und den „guten Osten“ gegeben, die Mitte war von den Landkarten und aus den Köpfen verschwunden. Ich hörte auf, fernzusehen und Ö3 zu hören, und begann, die Nachbarmetropole an der Donau zu bereisen.

Kurz nach dem Fall des Eisernen Vorhangs hatte ich bei meinen Tagesausflügen in die österreichische Hauptstadt immer ein Wiener Schnitzel in Alufolie dabei, das ich meist auf einer Bank vor dem Kunsthistorischen Museum verspeiste, und in einer Thermoskanne Wiener Melange, die ich aus dem Plastikdeckel trank. Ich wusste, wo überall ich in der Stadt kostenlose WCs fand, denn ich wollte von meinem erbärmlichen Taschengeld nicht kostbare Schillinge für einen Toilettenbesuch verschwenden.

Noch 1968 hatte die tschechoslowakische Krone drei österreichische Schilling gekostet. Ich überlegte, wer daran Schuld war, dass zwanzig Jahre später ein Schilling fünfzehn Kronen wert war. Die Invasion der Sowjets? Unsere Pseudo-Arbeit zur Zeit des real existierenden

Sozialismus? Die weit verbreitete Selbstbedienungsmentalität bei der damals auf vollen Touren laufenden Privatisierung staatlicher Unternehmen?

Heute fragen mich die Leute oft, warum so viele Wiener zwei Jahrzehnte nach der Sanften Revolution noch kein einziges Mal Bratislava besucht hätten. Ich antworte dann, dass mich das im Großen und Ganzen nicht wundert, dass ich mich, ganz im Gegenteil, auch über die paar Prozent freue, die ein Mal da waren oder meine Heimatstadt sogar regelmäßig besuchen. Wenn Sie aus einer Stadt kommen, die kaum jemand kennt, und in einer unbekannten Sprache schreiben, wenn Ihr Großvater mütterlicherseits ein Zipser Deutscher war und Ihr Nachname polnisch ist, gewöhnen Sie sich daran, der Welt mit einem gehörigen Maß an Selbstironie entgegenzutreten.

Als mein erstes Buch auf Deutsch erschien, haben mich auch große deutsche und österreichische Zeitungen noch als tschechischen oder slowenischen Autor bezeichnet, denn sie hatten keine Ahnung, dass es so etwas wie eine slowakische Literatur oder sogar eine slowakische Sprache, die anders ist als Tschechisch oder Serbisch, überhaupt gibt. Die Slowakei weist – ähnlich wie Slowenien – in ihrer Geschichte eine Besonderheit auf: Jahrhundertlang hat sie ihre Sprache und ihre Nationalkultur ohne ein eigenes Staatsgebilde gepflegt. Doch auch die Erfahrung, so lange eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben, hat die Identität des kleinen Volkes in der Mitte des Kontinents – eines von denen, die Friedrich Engels als „Abfall der Geschichte“ bezeichnet hat – nicht zerstören können.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschwand mein Heimatland aus den österreichischen Medien und ist bis heute nicht wirklich dorthin zurückgekehrt. Nicht einmal in der Wettervorhersage westeuropäischer Fernsehsender taucht es auf. Es überrascht mich nicht, dass Außenstehende uns mal für hoffnungslose Banausen und Grobiane halten, mal für Zauberwesen, die so ein bisschen an eine Fata Morgana erinnern. Die Slowakei war im Moment ihrer Entstehung ein einziges großes Nichts und Nirgends, weit weg und fremd, und weckte eher Befürchtungen als Interesse. Bloß weiß kaum jemand im Ausland, dass das Land bei seiner Gründung am 1. Januar 1993 auch von den eigenen Bürgern so wahrgenommen wurde, deren überwiegende Mehrheit der Teilung der Tschechoslowakei ablehnend gegenüberstand. Viele flüchteten sich in den Nationalismus und verherrlichten auf übertriebene Art das, was am wenigsten greifbar war, nämlich ihre so genannte nationale Identität und ihren Nationalstolz. Und auf der anderen Seite wussten sie nichts mit dem anzufangen, was für Bratislava am

allergreifbarsten ist, nämlich die ewige Lage zwischen Ost und West. Die Stadt verbindet diese beiden Entitäten, ist aber mit keiner von ihnen identisch.

Bratislava als Grenzstadt an der Donau ist so oft besetzt worden, mal von Osten, ein andermal von Westen, so oft überrannt, dass ihr schließlich – verständlicherweise – nichts Anderes übrig geblieben ist, als sich krampfhaft an ihre wechselvolle Identität zu klammern. Einst hieß Bratislava Prešporok, Pressburg und Poszony. Dort lebten Deutsche, Juden, Ungarn und eine Minderheit von Slowaken, alle gehörten zur Habsburgermonarchie und später zu Österreich-Ungarn. Im Verlauf einiger weniger Jahre, während des Zweiten Weltkriegs und danach, wurden zuerst die Juden und dann die Deutschen deportiert und viele Ungarn zogen aus der Stadt aufs Land. Bratislava war nun überraschend slowakisch geworden und konnte sich lange nicht von diesem Schock erholen. Die fünfzigjährige Schicht slowakischen Lebens ruht auf einem tausendjährigen fremden Fundament.

Ich freue mich immer, wenn ein Wiener seine Wurzeln in Košice, dem früheren Kaschau beziehungsweise Kassa, entdeckt und sich dazu bekennt, oder wenn ich von einer weiteren Hochzeit einer Slowakin mit einem Österreicher höre. Das Interesse an slowakischen Männern von Seiten österreichischer Frauen hat sich allerdings bisher nicht signifikant geäußert ... Bratislava und Wien haben sehr lange mehr nebeneinander her als miteinander gelebt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kamen in den Beziehungen zwischen den beiden Metropolen eher dauerhafte Bedenken, Verbitterung, Misstrauen und Neid zum Tragen als eine tatsächliche kreative Zusammenarbeit. Der gemeinsame kulturelle Raum hat jedoch nur dann eine Zukunft, wenn es mehr gemeinsame Interessen, Hochzeiten und Projekte gibt. Es ist paradox, dass Ende des 19. Jahrhunderts eine Zugfahrt von Krakau nach Wien fünf Stunden und 43 Minuten gedauert hat. Heute braucht man für diese Reise mehr als acht Stunden.

Zum Glück fährt zwischen Bratislava und Wien schon seit Jahren jede Stunde ein Zug oder ein Bus. Und auch per Schiff kann man in den Sommermonaten innerhalb von achtzig Minuten in die andere Stadt gelangen, natürlich ohne Visum und ohne Grenzkontrollen. Schon mehr als zwei Jahre gibt es zwischen den beiden einander nächstgelegenen Hauptstädte Europas eine Autobahn. Das deutet bereits auf eine Wiederbelebung des mitteleuropäischen kreativen Milieus von Anfang des 20. Jahrhunderts hin, als uns eine Lokalbahn verband. Die Entfernungen werden geringer, aber die Vorurteile bleiben. Für viele Österreicher sind Slowaken nach wie vor billige Arbeitskräfte, Altenpflegerinnen oder einfach Bürger eines suspekten Landes mit zwei

Kernkraftwerken – Mochovce und Jaslovské Bohunice –, in dem sich die Diktatur zur einer nicht besonders gut funktionierenden Demokratie gewandelt hat.

Wenn Sie – so wie ich – in der eigenartigen Situation sind, dass Sie im Ausland oftmals der erste Mensch aus Ihrer Kultur sind, mit dem das Publikum in Kontakt kommt, dann wappnen Sie sich mit enormer Geduld. Auf meinen Streifzügen durch Deutschland und Österreich mit meinen beiden Büchern passiert es mir oft, dass ich mein Heimatland zuerst geografisch einordnen und dann grundlegende Informationen darüber liefern muss. Ich fühle mich dann wie eine Mischung aus Google Maps, Lonely Planet und Wikipedia.

„Was ist typisch für die Bratislavaer Küche?“, fragen mich die Leute.

„Wiener Schnitzel und Szegediner Gulasch“, lautet meine Antwort.

„Was exportiert Ihr Land?“

„Au-pair-Mädchen und Ehefrauen für einsame österreichische Pensionisten.“

„In welcher Disziplin haben Sie bei Olympischen Spielen die größten Erfolge?“

„Früher sind wir mal ganz gut im Eishockey gewesen, aber mittlerweile verlieren wir sogar schon gegen Österreich, und das will etwas heißen. Gewinne verbuchen wir heute vor allem in Sportarten, deren Namen keiner kennt, geschweige denn, dass sie sich jemand im Fernsehen anschauen würde. Bei einer davon schießt man in die Luft auf einen eigenartigen fliegenden Teller, bei der anderen fährt man in einem Boot durch künstliche Wellen.“

„Wodurch ist Ihr Volk berühmt geworden? Hat es etwas Revolutionäres erfunden?“

„Wahrscheinlich nicht. Keine Ahnung. Halt! Doch – ich glaube, wir haben den Fallschirm erfunden. Wenn wir nicht gewesen wären, dann würden die heute noch ohne aus Flugzeugen springen.“

Aber mal im Ernst. Österreich hat innerhalb von zwei Jahrzehnten in meinem Land fast vier Milliarden Euro investiert und kontrolliert mehr als die Hälfte des Bankensektors. 1600 slowakisch-österreichische Unternehmen sind am Markt erfolgreich. Andererseits – obwohl ich keineswegs der Meinung bin, dass es zwischen uns keinen echten kulturellen Austausch gibt – ist es auch eine Tatsache, dass vor der Sanften Revolution mehr aus der österreichischen Literatur ins Slowakische übersetzt wurde als heute.

Der Ort, an dem wir einander begegnen, ist jedoch nicht der künstlerische oder literarische Diskurs, sondern das Outlet-Center in Parndorf, das reinste Amerika auf der grünen Wiese, eine Superkonsumparodie auf das multikulturelle Mitteleuropa. Nur dort kann es Ihnen passieren,

dass sie auf slowakische Neureiche in schwarzen Sakkos und mit dicken goldenen Ketten um den Hals treffen, Klone osteuropäischer Mutanten, ein bisschen lächerlich, aber auch ziemlich gruselig, und daneben vier junge Rumänen, die gerade vom Skifahren im Zillertal zurückkommen und denen unter ihren Jeans die Dolce-&-Gabbana-Unterhosen hervorlugen. Die unermüdlichen Autofahrerinnen vom Balkan sehen eher aus wie Stripperinnen als wie die Mütter zweier Kinder, die auf dem Rücksitz plärren. Aus dem Kofferraum einer ukrainischen Off-Road-Karre, die mit einer besseren Anlage ausgestattet ist als die Hip-Hop-Limousinen in Black-Music-Videoclips, dröhnt Synthi-Turbofolk. Und in den pseudoitalienischen Boutiquen voller Tschechen und Österreicher schmettert Tiroler Volksmusik und rattert der Rap. Dies ist das Kakanien der neuen Generation, der anmutige Duft der wiederhergestellten Monarchie, ein Europa, das keinen mehr einholen muss, weil es sich selbst eingeholt hat.

Nie hätte ich erwartet, dass man der Nostalgie einmal in entgegengesetzter Richtung hinterherfahren würde, doch als Opernbesucher beobachte ich es oft, dass die österreichischen Pensionäre die altmodischen Bratislavaer Inszenierungen lieben, Retro-Produktionen, die einen ungewollt an die Zeit vor einem halben Jahrhundert denken lassen. So kehrt schließlich das Wiener Publikum zu der Bühne zurück, auf der die in Wien so vergötterte Sopranistin Lucia Popp debütiert hat, die in *Záhorská ves* zur Welt kam, auf Deutsch Ungeraiden, gegenüber von Angern an der March gelegen. Die Sängerin hat ihre Heimat nie vergessen, so wie der Journalist Hugo Portisch oft an das Pressburg seiner Kindheit zurückdenkt. Und an das alte Ružomberok, oder besser Rosenberg, eigentlich aber ungarisch Rózsahegy, erinnerte sich der Schauspieler Peter Lorre, der dort als Ladislav beziehungsweise László Löwenstein zur Welt kam und später als ewiger Bösewicht berühmt wurde, in Filmen wie „M – eine Stadt sucht einen Mörder“, „Die Spur des Falken“ oder „Cassablanca“.

Es wäre schade, wollte man die Beziehungen zwischen Bratislava und Wien auf slowakische Atomkraftwerke und die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg reduzieren. Uns verbindet eine lange Geschichte, eine in vielen Aspekten verwandte Kultur, eine vergleichbare Rechtsordnung, aber auch die Küche oder die sich ähnelnden Bahnhöfe, die im 19. Jahrhundert von kaiserlich-königlichen Eisenbahnern errichtet worden sind und die heute auf ähnlich globalisierte Weise zu sterilen Glashallen umgebaut werden, zu Shopping Malls mit Gleisanschluss, wo es ständig zieht.

Die slowakische Literatur – in der deutschsprachigen Welt praktisch unbekannt – ist im Ausland auf Übersetzungen angewiesen. Genauso benötigen die meisten Leser in der Slowakei Übersetzungen österreichischer Bücher in ihre Sprache. Als ich mich als Teenager mit dem Kanon der Weltliteratur vertraut gemacht habe, konnte ich kaum glauben, dass sogar eine so junge und kleine Sprache wie das Slowakische solch einen Reichtum an Formen bietet; ich habe alles von den Klassikern gesucht, und fast alles habe ich in Bibliotheken gefunden. Die slowakische literarische Kultur kann sich zum Beispiel mit drei Übersetzungen des „Inferno“ aus Dantes „Göttlicher Komödie“ brüsten, was mehr ist als in vielen anderen, weitaus größeren Sprachen.

Doch einige Buchtitel fehlen nach wie vor, unter Anderen auch Robert Musils voluminöser „Mann ohne Eigenschaften“; Musils Kakanien hat ja auch dieser Veranstaltungsreihe ihren Namen gegeben. Die Übersetzung des ersten Teils ist allerdings bereits fertiggestellt und soll demnächst zum allerersten Mal in meiner Sprache erscheinen. Diese monumentale Arbeit hat Alma Münzová geleistet. Leider weilt sie nicht mehr unter uns, doch ihre schöpferische Leistung, da bin ich mir sicher, werden noch viele Generationen zu würdigen wissen. Sie war eine der bedeutendsten slowakischen Übersetzerinnen aus dem Deutschen, zu ihren Bahn brechenden Arbeiten gehören die Übertragung von Hegels „Ästhetik“ und Übersetzungen der Werke von Carl Gustav Jung, Friedrich Nietzsche, Stephan Zweig, Vilém Flusser oder Konrad Lorenz. Zur Zeit der so genannten Normalisierung in den Siebzigerjahren war ihr Name plötzlich aus Büchern und Bibliotheken verschwunden und sie hatte Publikationsverbot. Oft wurde sie von der Staatssicherheit verhört, doch auch das konnte Alma Münzová nicht abschrecken – sie traf sich weiter mit verbotenen slowakischen und tschechischen Schriftstellern, übersetzte für die Schublade und schrieb auch selber. Ungeachtet des Lebens in der Isolation bewahrte sie sich durch die Ritzen im Eisernen Vorhang einen außerordentlichen Überblick über die österreichische Literatur und Kultur. 1998 erhielt sie für ihr Lebenswerk den Österreichischen Staatspreis für literarische Übersetzer. Auch ihr ist es zu verdanken, dass in Bratislava die „Österreichische Bibliothek“ durchgesetzt werden konnte, ein Projekt, das vom leider ebenfalls bereits verstorbenen Literaturwissenschaftler, Publizisten und Essayisten Wolfgang Kraus initiiert worden ist und das es vielen leidenschaftlichen Lesern – mich eingerechnet – ermöglicht hat, die Literatur unseres Nachbarlandes kennenzulernen.

Alma Münzová's Wohnung in der Bratislavaer Altstadt, voll mit Gemälden des Modernisten Imre Weiner-Král', war jahrzehntlang eine wichtige Adresse für mehrere Generationen der slowakischen Kultur, ein Ort informeller Symposien und nicht enden wollender Gespräche. Dort entstand auch die Übersetzung des „Mannes ohne Eigenschaften“, dieses polyphonen Roman-Dialogs, der in der deutschsprachigen Literatur nicht seinesgleichen hat. Gerade Menschen wie Alma Münzová bildeten ein Bindeglied zwischen dem vergessenen alten Pressburg und dem noch nicht entdeckten Bratislava der Gegenwart. Für sie ist Wien – ungeachtet aller Hindernisse – nicht nur geografisch, sondern vor allem auch menschlich die nächstgelegene Hauptstadt in Europa geblieben. Wir, Bratislavaer und Wiener, brauchen gar nicht groß zu grübeln, ob Mitteleuropa von der Elbe, dem Bug oder der Oder begrenzt wird, denn uns verbindet die Donau.

Nun denn. Ehe ich mir gleich das nächste Wiener Schnitzel und danach eine Wiener Melange genehmige, möchte ich mich von Ihnen, verehrtes Publikum, verabschieden, in Ihrer Sprache und in meiner: Auf Wiedersehen! Dovidenia!

Aus dem Slowakischen von Mirko Kraetsch